

Nicht ohne mein Handy!

Von Hermann Strasser

Blackberry und Mobiltelefon haben die Herrschaft über unseren Alltag übernommen. Inzwischen ist der virtuelle Gesprächspartner wichtiger geworden als das tatsächliche Gegenüber

Man kennt sie, die Dame und den Herrn, die im Restaurant jeweils allein an einem Tisch sitzen und auf ihr Handy starren, die Menschen, die auf den Gehsteigen der Stadt nicht mehr gehen, sondern mit dem Handy unterwegs sind. Sogar auf dem WC im Restaurant unterhält man sich übers Handy mit der Welt da draußen, auch wenn der WC-Nutzer in der Nebenkabine sich peinlich angesprochen fühlt und mithört. Nicht nur draußen und drinnen fallen die Handyaner in ihrer vermeintlichen Anonymität auf. Sie werden zunehmend Teil von Gemeinschaften wie Sitzungen, Gesprächen, Spaziergängen und Familientreffen.

Früher haben wir's in der Schule unterm Tisch gemacht: Schundhefte lesen. Heute machen es Manager und Politiker in Sitzungen und Konferenzen auf dem Tisch: Sie bedienen ihre Handys, kommunizieren mit der Welt da draußen, aber nicht mit der, in der sie gerade sind. So sitze ich, zusammen mit mehreren Referenten, auf dem Podium einer Veranstaltung mit Schülern eines Gymnasiums und Chefs von Unternehmen in einer deutschen Stadt. Neben mir ein Mittfünfziger, Chef eines sehr erfolgreichen Maschinenbauunternehmens, der eben seine Firma präsentiert hat und es nicht erwarten kann, seine zwei Handys, begleitet von einem Blackberry, die vor ihm auf dem Tisch liegen, auf neu angekommene Nachrichten zu überprüfen. Schnell werden einige SMS auf dem Tisch beantwortet, andere Nachrichten unter dem Tisch abgelesen.

Die Diskussion im Saal geht weiter, nach einigen Minuten wagt der geplagte Manager einen Blick in die Runde, als ob er rechtfertigend, nicht entschuldigend, sagen wollte, dass alles erledigt sei, auch wenn er zwischenzeitlich nichts mitbekommen habe. Mit diesem Wechselspiel von kurzem Aufschauen und langem Runterschauen geht es in der nächsten Stunde weiter.

Ähnliches beobachte ich in einem Besprechungsraum eines Rathauses in einer deutschen Großstadt. Von städtischer Seite sind der Oberbürgermeister, sein Referent, der Kulturdezernent und mehrere Sachgebietsleiter anwesend. Bisherige Forschungsaktivitäten im städtischen Raum, neue Ideen und künftige Anliegen werden vorgetragen. Der Oberbürgermeister ist sehr höflich, gut gelaunt. Aber es dauert nicht lange, und er nimmt das Handy in die Hand, sieht nach, was es Neues gibt, und antwortet - nicht den Anwesenden im Saal, sondern den Adressaten auf dem Display. Das Gespräch geht zwar weiter, aber es läuft nicht mehr konzentriert, die Leute sind angesichts der plötzlich veränderten Machtverteilung verunsichert; es wird mehrmals unterbrochen, erst recht, als der OB es für nötig hält, sich mit dem Dezernenten über eine wichtige Meldung zu unterhalten, worauf dieser den Saal verlässt.



Wenige Wochen später eine ähnliche Situation in einem, wie es so schön heißt, hochrangig besetzten Gremium derselben Stadt - zugegen sind unter anderen die Oberbürgermeister der umliegender Städte. Derselbe OB spielt wieder auf seiner Handorgel. Er meldet sich gar nicht zu Wort, obwohl er mehrmals angesprochen wird, unterhält sich mit der Kollegin neben ihm und verlässt den Raum vorzeitig, nicht ohne mit zwei Anwesenden noch kurz zu tuscheln, sodass er des Abschiedsgrußes des Vorsitzenden nur zufällig gewahr wird.

Ärgerlich, manchmal geradezu peinlich, auch widerlich. Haben wir es hier mit Wichtigtuern, Überforderten oder einfach nur unhöflichen Zeitgenossen zu tun? Zugegeben, früher habe ich es leger abgetan, wenn es während der Vorlesung einmal in den Hosentaschen der Studierenden klingelte und so mancher Klingelton zum Lachen Anlass gab. Ich empfand es gar nicht so schlimm, denn ich konnte so den einen oder anderen Witz anbringen oder eine Bemerkung am Rande machen. Es waren Einzelfälle, es hatte kein System, und es waren zehn Mark für die Kaffeekasse des Sekretariats fällig.

Inzwischen hat sich die Handywelt freilich geändert. Man sieht die Menschen, jung und alt, Schüler und Professoren, Manager und Geistliche, Politiker und Sportler überall, wo sie sich gerade befinden, mit dem Handy am Ohr telefonieren: in der Straßen- und U-Bahn ebenso wie auf dem Schulhof und im Kaufhaus, im Restaurant und in Sitzungen, im Flugzeug und in der Badewanne, aber auch im Theater, Konzert, Kino, in der Kirche und im Schulunterricht.

Im Plenarsaal des nordrhein-westfälischen Landtags stehen die Ohrenpupser der Ministerin auf der Regierungsbank und den Abgeordneten auf den Vorder- und Hinterbänken zu Diensten, während sich die Redner vor leeren Rängen abmühen. Sie reden offenbar für die öffentliche Show, denn zu den Abstimmungen werden die Abgeordneten natürlich per SMS gerufen. Die Entscheidungen sind längst in den Hinterzimmern der Fraktionen gefallen. Demokratische Entscheidungsfindung sieht aber anders aus!

Das Handy ist nicht mehr nur Telefon, sondern Kommunikationszentrale in Wort, Ton und Bild für viele Menschen, besonders für die, die managen, netzwerken und viel unterwegs sind. Nachrichten von überall und von jedem können so fast an jedem Ort der Welt jederzeit empfangen werden. Das Halten an der Ampel haben Handyaner längst zum Checkpoint für Kurznachrichten und zur Gelegenheit zum Quickresponse umfunktioniert. So wie das Blackberry bei einigen zum wandelnden Lexikon mutiert und unter besserwisserischem Dauercheck steht. Sogar Anwesende unterhalten sich per Handy, indem sie auf Partys SMS verschicken und der realen Kommunikation den Todesstoß versetzen. Wie selbstverständlich wird eine normale Unterhaltung, aber auch ein Telefonat wegen eines Anrufs auf dem Handy abgebrochen oder unterbrochen. Der geschäftige Umgang mit dem Handy ist zum Statussymbol avanciert, ähnlich wie noch vor Jahren der gefüllte Terminkalender.

Was ist geschehen? Natürlich ist die gesellschaftliche Wirklichkeit ein Theater. Bisher dachte ich, dass das, was die Menschen tagein, tagaus auf ihrer lebensweltlichen Bühne aufführen, notwendig sei, um Sinn zu stiften und die bestehende Sozialordnung zu erhalten. Denn der Mensch ist ein Manager von Eindrücken, und diese Eindrücke gründen in der Bedeutung, die wir den Gesten, Aufmachungen, Erscheinungen und Worten geben. Diese Eindrücke sind alles, was den Menschen als soziales Wesen ausmacht.

Aber wie ist die Aufführung zu verstehen, die der Oberbürgermeister, die Abgeordneten und der Manager von sich geben? In der von neuen Kommunikationsmitteln wie Internet und Handy beschleunigten Gesellschaft von heute ist zweifellos der Handlungsdruck gestiegen, so wie auch die Arbeit verdichtet wurde. Zweifellos muss der Mensch der Kommunikationsgesellschaft öfter kommunizieren und mit vielen unbekannten anderen in Verbindung treten. Dazu braucht er einen sicheren Vorrat an Verhaltensweisen, um akzeptable Bilder von sich und anderen zu projizieren.

Im Gegensatz zum Tierlaut, der Ausdruck der unmittelbaren Erfahrung ist, ermöglicht uns die menschliche Sprache, auch über Nichtanwesendes zu reden. Das Handy ist aber in Gefahr, die Wirkungsmacht der Sprache umzudrehen, indem es die körperlich Anwesenden zu geistig Abwesenden macht. Ja, es stellt sogar die Gesellschaft, wie wir sie kennen, infrage, denn die Grenzen unserer Kommunikation sind die Grenzen der Gesellschaft.

Längst hat der Takt die Moral, die Höflichkeit, als Hauptregulator des menschlichen Handelns ersetzt. Während Höflichkeit etwas Formales ist und erlernt wird, ist der Takt im Wesen des Menschen angelegt, schwer erlernbar. Mit Takt reagiert man auf bestimmte Situationen, indem man den möglichen Gesichtsverlust des anderen ins Kalkül zieht. Takt ist sozusagen ein Schutzmanöver, das die Projektion des anderen bewahren soll. Moderne Anstandsbücher wie der Manager-Knigge versprechen daher geschäftlichen Erfolg durch das ("taktische") Einhalten der Formen.

Und doch beleidigt mich - und ich nehme an, auch die anderen Anwesenden - eine Handlungsweise wie die des OB und die der Ministerin im Plenarsaal. Sie ist weder taktvoll noch höflich, vor allem missachtet sie die Anwesenden, denn die Botschaft ist klar: Ihr könnt mich mal, ich habe anderes, Wichtigeres zu tun. Mag ja sein, dass Andy Warhol recht hatte, als er schon vor vielen Jahren sagte: "Der richtige Umgang mit dem Mobiltelefon wird unsere Kinder in Zukunft mehr beschäftigen als die Frage, ob man den Fisch mit dem Messer schneiden darf oder nicht."

Inzwischen findet ohnehin ein Großteil der Diskussion um richtiges Benehmen im Internet beziehungsweise "Usenet", also in einem Netz statt, das aus "Newsgroups" besteht. Dort waltet die

"Netiquette", die zwar Regeln für die Benutzung der öffentlichen Diskussionsrunden festlegt, aber Höflichkeit bestenfalls als wünschenswert, tatsächlich aber als optional betrachtet.

Und doch ist dieses Verhalten nicht normal, das heißt nicht den Regeln entsprechend, die wir uns in den realen Beziehungen zwischen Menschen gegeben haben. Sicherlich: Normalität ist eine soziale Konstruktion, wie schon Sophie Freud, die Enkelin Sigmund Freuds, erkannt hatte und daraus folgerte: "Gemessen am hohen Ideal, sind wir alle abnormal." Dieselbe Sophie Freud verlangte aber auch, dass eine sich ständig wandelnde Gesellschaft feste Werte brauche, deshalb auch feste, wenn auch nicht unabänderliche Verhaltensregeln. Trost finden wir dann vielleicht noch in der Bemerkung von Alfred Polgar: "Ein Mensch ohne Fehler ist kein vollkommener Mensch." Ob dieser Trost auch dem Anspruch des OBs, der Ministerin und des Managers gerecht wird?

Der Autor ist Soziologe und Emeritus an der Universität Duisburg-Essen und begrenzter Handynutzer